

Zacharias Heyes

DER
KLEINE
MÖNCH
UND DAS
GESCHENKTE
VERTRAUEN



Die Geschichte des kleinen Mönchs
wird erzählt von Matthias E. Gahr



Zacharias Heyes

DER
KLEINE
MÖNCH
UND DAS
GESCHENKTE
VERTRAUEN



Vier-Türme-Verlag



Die Spirale 9

BENEDIKTINISCHE TRADITION

NICHT VERZWEIFELN 24



Hab Vertrauen! 36

BENEDIKTINISCHE TRADITION

FÜRCHTE DICH NICHT! 50



Anders geht's auch 67

BENEDIKTINISCHE TRADITION

WEIL DIE ZEIT ES BRAUCHT 86



Vertrauen ist gut 109

BENEDIKTINISCHE TRADITION

ANNAHME 122



Wunder geschehen 138

BENEDIKTINISCHE TRADITION

NICHT AUFHÖREN 146

Etwas nervös trat der kleine Mönch aus seiner Zelle und schloss die Tür hinter sich. Er hatte miserabel geschlafen. Was der Abt wohl von ihm wollte? Gestern Abend, nach dem Essen hatte er den kleinen Mönch beiseite genommen und ihn gebeten, heute vor dem Mittagsgebet in sein Arbeitszimmer zu kommen.

»In sein Arbeitszimmer ...«, grübelte der kleine Mönch zum hundertsten Mal, als er mit etwas unsicheren Schritten den langen Flur entlangging. »Sonst lädt der Abt mich immer ein, im Garten mit ihm spazieren zu gehen, oder er besucht mich in der Küche. In sein Arbeitszimmer wurde ich noch nicht bestellt; das ist bestimmt wichtig ...«

Und wie schon die ganze Nacht überlegte er wieder von vorne: Hatte er etwas falsch gemacht? Hatte er beim Spülen des Geschirrs in der Klosterküche zu laut gesungen? Hatte der Abt bemerkt, dass er manchmal im Chorgebet etwas unaufmerksam war? Hatte er vergessen, im Garten die Salatköpfe zu gießen? Oje, ihm fielen so viele Dinge ein.





Und so kam er in Gedanken versunken an der Tür zum Arbeitszimmer des Abtes an. Er atmete tief durch und klopfte vorsichtig. »Herein!«, rief der Abt von drinnen. Der kleine Mönch trat ein. Der Abt stand gut gelaunt am Regal und nahm ein paar Bücher heraus. »Urlaubslektüre, weißt du?«, sagte er fröhlich. »Ich fahre nämlich ein paar Tage weg! Ach, und ich hätte da eine Bitte an dich!«

»Ja ... gerne«, stotterte der kleine Mönch, der irgendwie etwas ganz anderes erwartet hatte.

Der Abt legte die Bücher in den bereitstehenden Rucksack und sagte wie nebenbei: »Ich möchte, dass du in der Zwischenzeit unser Kloster leitest.«

Der kleine Mönch konnte nicht glauben, was er eben gehört hatte. Er schnappte nach Luft und fand kaum Worte. »Ich ... aber ich ...«

»Ach, das schaffst du«, fiel ihm der Abt ins Wort, »Ich vertraue dir!«



Die Spirale

Die Erfahrung des kleinen Mönchs ist nur allzu menschlich: Eine ganz normale Alltagssituation, jemand sagt etwas zu mir und löst damit Gedanken und Gefühle in mir aus. Und beinahe reflexhaft denke ich dann oft wie der kleine Mönch sofort: »Ich habe etwas falsch gemacht.« Denn wenn der Abt ihn doch in sein Arbeitszimmer bestellt und nicht wie sonst mit ihm entspannt im Garten spazieren geht, dann muss das etwas heißen. Angst hat ihn im Griff – die Angst, einen Fehler gemacht zu haben und dafür abgemahnt zu werden, vielleicht sogar eine Strafe zu bekommen. Sofort startet das Gedankenkarussell, was denn der Fehler gewesen sein könnte.

Doch woher kommt dieser Reflex, sich immer gleich schuldig zu fühlen oder Angst zu haben vor Fehlern, die uns vielleicht unterlaufen sind? Der Weg des Mönchs ist immer auch ein Weg der Selbsterkenntnis. Denn bevor ich Gott finden kann, muss ich wissen, wer ich selbst bin, davon ist zum Beispiel unser Ordensgründer Benedikt überzeugt. Das meint aber auch, dass ich mich auf den Weg machen muss, den Menschen in mir zu entdecken, der ich von meinem Wesen her bin – so, wie Gott mich geschaffen und es sich gedacht hat. Nicht erst die Psychologie, sondern schon die Lebenserfahrung der ersten Mönche in der

ägyptischen Wüste zeigt, dass zu jedem Menschen auch seine sogenannten Schattenseiten gehören. Das sind all jene Seiten in mir, die mich an meiner Lebendigkeit hindern, die mich blockieren, die mich nicht mich selbst sein lassen. Wer also versucht, herauszufinden, wer er ist, was ihn ausmacht, wird über kurz oder lang auf diesen seinen Schatten stoßen.

Diesem kann man leicht mit Fragen auf die Spur kommen. Zum Beispiel: Was verhindert Lebendigkeit? Was verhindert meine Lebendigkeit, wo fühle ich mich eingeeignet und begrenzt? Zu einem solchen Schatten gehören auch die Muster der Angst in mir. Der kleine Mönch ist in seiner Angst ganz gefangen, die sich wie eine Spirale die ganze Nacht und immer weiter und immer höher dreht, bis er endlich vor dem Arbeitszimmer des Abts steht.

Das erinnert mich an eine Frau, die mir von ihrer Großmutter erzählte. Nach dem Tod ihres Mannes ist sie fast nicht mehr aus dem Haus gegangen. Sie war immer schon ein ängstlicher Mensch. Jetzt aber wuchs diese Angst noch weiter und wurde immer mächtiger. Es war ihre Angst vor der Welt und damit verbunden eine negative Sicht darauf. In ihrem Alleinsein hatte sie sich da noch hineingesteigert und als sie später sehr krank war und wusste, dass sie sterben würde, sagte sie immer zu ihren Kindern: »Ihr kommt auch noch dran.« Die Angst vor dem Leben

war wie eine Spirale, die sich in immer engeren Windungen immer mehr nach oben geschraubt hatte und die sie nicht steuern konnte. Diese Angst und Ängstlichkeit übertrugen sich früh auf ihre Kinder. Als diese vor ihrer Berufswahl standen, wagten sie es nicht, den erträumten Beruf zu erlernen, weil er ihnen zu unsicher schien und die Mutter ihnen vor dieser Entscheidung Angst machte, indem sie sagte, sie würden das nicht schaffen, weil sie zu diesem Beruf nicht fähig seien.

Solche schon in der Kindheit und der Erziehung grundgelegten und lebenshinderlichen Ängste überträgt man später nicht selten auf Autoritäten – solche, die einem als Vorgesetzte tatsächlich etwas zu sagen haben, und solche, die man selbst als Autoritäten für das eigene Leben auswählt.

Geht man ins Kloster, kann es passieren, dass man Angsterfahrungen, gerade solche, die man zum Beispiel von den Eltern übernommen hat, automatisch auf die »Väter« oder »Mütter«, sprich Obere überträgt. Hat man einen strengen Vater erlebt, vielleicht sogar Angst vor Bestrafung gehabt, wird man – ähnlich wie der kleine Mönch – zusammenzucken, wenn man von einem solchen Oberen angesprochen wird, und sich gleich fragen: »Was habe ich jetzt schon wieder falsch gemacht?«, selbst wenn man sich eigentlich keiner Schuld bewusst ist. Eine »Kinderangst«,

die uns jedes Mal in einer solchen Situation triggern wird, wenn wir sie nicht bewusst angehen und bearbeiten.

Für Menschen, die nicht im Kloster leben, ist das vergleichbar mit einem Gespräch mit dem Vorgesetzten. Steht ein solches an, sorgt man sich vorher mehrere Tage und Nächte, wälzt sich im Bett hin und her und überlegt, um was es denn wohl dabei gehen könnte – Fehler, die einem unterlaufen sind, oder am Ende gar die Kündigung? Solche Gedankenspiralen machen einem das Leben nicht unbedingt leichter. Eher unnötig schwer. Und wie so oft sind am Ende die Sorgen und Ängste häufig völlig unbegründet. Warum ist es eigentlich so schwer, sich vorzustellen, dass es auch um ein Lob oder eine Gehaltserhöhung gehen könnte?

Ähnliches gilt für die Begegnung mit unseren Mitmenschen. Hier illustriert die bekannte Geschichte des Mannes, der sich bei einem anderen im Haus einen Hammer ausleihen möchte, auf unnachahmliche Weise, wie absurd solche Gedanken häufig sind. Es hat etwas von einer »self-fulfilling prophecy«, der sich selbst erfüllenden Prophezeiung. Beschrieben ist sie in Paul Watzlawicks Buch »Anleitung zum Unglücklichsein«:

Ein Mann, der in seiner neuen Wohnung ein Bild aufhängen möchte, aber keinen Hammer hat, beschließt, sich

diesen bei einem Nachbarn auszuleihen. Auf dem kurzen Weg zu ihm beginnt sich die Gedankenspirale zu drehen. Sicher würde der Nachbar ihm den Hammer nicht leihen, denn schließlich hatte der ihn gestern nur sehr unfreundlich begrüßt. Bestimmt möge er ihn nicht. Und außerdem wolle er dem Nachbarn nicht die Gelegenheit geben, sich wichtig zu fühlen, weil er auf seinen Hammer angewiesen sei. Am Ende klingelt er bei dem Nachbarn, und als dieser öffnet, schreit er ihm ins Gesicht: »Wissen Sie was, behalten Sie ihren Hammer!« Wir nehmen so häufig in Gedanken das Ergebnis eines Gesprächs schon vorweg, dass wir die Antwort schon wissen, ohne jemals gefragt zu haben.

Ein anderer Aspekt dieser Ängste ist, dass man manches vielleicht gar nicht erst ausprobiert, weil man denkt: »Das wird dem Abt oder meinem Vorgesetzten oder meinen Eltern bestimmt nicht gefallen.« Ich erinnere mich an meine Anfänge in der Kunst. Da entstanden Bilder, die Ausdruck meiner Seele waren und damit auch tiefstes Inneres sichtbar machten. Nicht selten erschrak ich, wenn ich die Themen darin erkannte und verstand. Ich fragte mich: Darf ich so etwas malen? Eine Frage, die mir auch immer wieder in Ausstellungen eines Mitbruders begegnet ist: Darf ein Mönch so etwas darstellen? Dieser Mitbruder malt mit einer großen inneren Freiheit, weil er der Ansicht ist, dass alles Innere sich auch ausdrücken darf – es gehört zu ihm.

Nach und nach konnte ich meine Angst loslassen. Sie verwandelte sich in eine innere Freiheit gegenüber meiner Kunst. Mittlerweile weiß ich, dass es sogar heilsam ist, weil ich sie dann anschauen, mit dem Thema umgehen und in mein Leben als Mönch integrieren kann. Nichtsdestotrotz werde ich auch heute von manchen, die meine Kunst sehen, gefragt: »Darf man das als Mönch? Was sagt denn Ihr Abt dazu?« Häufig geht es dann auch nicht nur um die Kunst, sondern um mich selbst, beispielsweise um meine langen Haare. Sie wundern sich, welche Freiheiten man in einem Kloster haben kann.

Auch wenn ich um all das weiß, geht es mir heute manchmal noch immer wie dem kleinen Mönch. Wenn jemand mich nach einem möglichen Termin für ein Gespräch fragt und mir nicht gleich sagt, worum es dabei gehen soll, gerate ich in Sorge und beginne zu überlegen, was der andere denn wohl von mir möchte. Oder was ich falsch gemacht haben könnte. Vielleicht ist das eher meinem Harmoniebedürfnis geschuldet als einer übertragenen Angst: dass ich es einfach nicht haben möchte, dass es Störungen gibt im Miteinander. Auch hier könnte es sich lohnen, dem auf den Grund zu gehen. Wenn man um der Harmonie willen schweigt, seine Meinung nicht sagt, um den anderen nicht zu verärgern, einem Konflikt ausweicht, ist damit auch die Angst verbunden, klares Profil zu zeigen, zu sich

und seinen Ansichten zu stehen. Am Ende steht auch dahinter eine Angst: die vor Widerspruch oder dem Gefühl, nicht geliebt zu werden.

Ähnliches erfahre ich, wenn ich auf Artikel und Bücher, die ich schreibe, Reaktionen bekomme, meist in Form von Leserbriefen. Die eine oder der andere merkt dann kritisch an, dass meine Meinung doch schon sehr liberal sei und seiner oder ihrer Ansicht nach außerhalb des katholischen Glaubens stünde. Wenn ich solche Nachrichten in meinem Briefkasten vorfinde oder im E-Mail-Postfach entdecke, merke ich, dass ich immer noch kurz denke: »Was da wohl jetzt wieder drinsteht?« Meistens darf ich mich aber über positive Rückmeldungen freuen und bin dann froh, dass es auch Menschen gibt, die mir Schönes und Ermutigendes schreiben. Zudem habe ich inzwischen gelernt, zu meiner Meinung zu stehen, klares Profil zu zeigen und die Menschen so wissen zu lassen, wo ich stehe. Man kann es nicht allen recht machen – und das möchte ich auch gar nicht.

Sich Sorgen zu machen, immer erst mal vom Schlimmsten auszugehen – das ist ein Gefühl, das viele Menschen in der Pandemie so beherrscht hat, dass ihnen das Leben verleidet war, dass sie sich gar nicht mehr beruhigen konnten und sozusagen in Dauerpanik gelebt haben. Dabei ging es um tiefgreifende und tiefsitzende Ängste wie die Angst davor, sich anzustecken und krank zu werden,

die Angst vor dem Verlust von Verwandten und Freunden, die Angst, dass die Situation in der Politik und der Gesellschaft außer Kontrolle gerät. Viele haben aus dieser Angst heraus versucht, Schuldige zu benennen und zu finden oder Gründe, warum die Situation sich so entwickelt hat. Mitmenschen, der Nachbar, der Freund können zum Feind werden, wenn sie infiziert sind und eine Gefahr darstellen. Die Suche nach Schuldigen bildet zudem den Nährboden für sogenannte Verschwörungstheorien. Erschreckend ist, dass diese selbst bei Menschen, die sonst sehr rational und an wissenschaftlichen Erkenntnissen orientiert sind, Gehör finden und von diesen verbreitet werden. Angst ist ein sehr starkes Gefühl, das manchmal ungeahnte Kräfte freisetzt.

Uns Rheinländern sagt man ja nach, dass sie gewisse Grundsätze hätten. Einer davon ist, dass wir fest davon überzeugt sind, dass bis heute immer noch alles gut gegangen ist. Der Rheinländer ist daher grundsätzlich ein Optimist. Manch einem ist das manchmal »too much«, etwas übertrieben. Weil es eben doch manchmal schiefgeht. Aber es lohnt sich schon zu fragen, ob man sich durch ein andauernd pessimistisches Denken, durch ein ständiges Nähren der Angst nicht die Chance nimmt, davon auszugehen, dass etwas Gutes geschehen könnte, dass es etwa in einem Gespräch um Wertschätzung oder eben Vertrau-

en geht und nicht um Schelte. Das könnte damit beginnen, dass man sich fragt, welche Berechtigung eine Angst überhaupt hat und warum ich eigentlich immer vom Schlimmsten ausgehe statt vom Besten.

Es gehört zum Leben dazu, dass ich nie weiß, was als Nächstes geschieht. Ich weiß morgens, wenn ich aufstehe, nicht, wie mein Tag laufen wird. Natürlich habe ich einen Plan gemacht, es stehen Termine im Kalender, es gibt eine To-do-Liste. Aber wer garantiert mir, dass ich, wenn ich aus dem Haus gehe, nicht hin falle und mir ein Bein breche und damit im wahrsten Sinn alle Pläne hinfällig sind, weil ich die nächsten Wochen im Krankenhaus und in der Reha sein werde? Natürlich merke ich manchmal, wenn der Weg, den ich in meinem Leben eingeschlagen habe, nicht der richtige ist. Dann kann ich ihn korrigieren und einen anderen Weg gehen. Aber – um von vornherein zu vermeiden, diesen falschen Weg zu gehen – ewig zu warten, mich für nichts zu entscheiden, zu grübeln, was alles schlecht ist an der einen Option, die ich wählen könnte, und was gut, ständig abzuwägen und zu überlegen, was denn doch alles schiefgehen könnte und welche Talente mir fehlen, ist keine Lösung. Ich bleibe gefangen in meinen »Wenns« und »Abers«.

Vor über zwanzig Jahren hatte ich am Ende meines Studiums die Gelegenheit, einen Freund, der für längere Zeit in Brasilien lebte, zu besuchen und mit ihm mehrere Wochen durch das Land zu reisen. Eine tolle Möglichkeit, die sicher nicht alltäglich ist. Anstatt mich aber auf das Schöne, das mir bevorstand, zu freuen und zu konzentrieren, steigerte ich mich in das hinein, was alles passieren könnte. Ich ließ mich von meiner Flugangst lähmen und sagte die Reise am Ende ab. Als ich in den letzten Jahren zwei Mal nach Brasilien reisen durfte – mittlerweile hatte ich meine Flugangst bearbeitet –, merkte ich, was für ein tolles Land es ist, und ich bin dankbar für die Erfahrungen, die ich dort machen durfte. Gleichwohl wurde mir auch bewusst, was ich damals alles verpasst hatte.

Martin Luther wird der Satz zugeschrieben: »Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen.« Ein Beispiel dafür, wie man auch denken kann, indem man eben nicht nur vom Schlimmsten ausgeht, sondern im Schwierigen das Gute sieht, die Hoffnung, die trotz aller Gefahren genauso wahrscheinlich ist wie die Angst und die Verzweiflung. Selbst wenn die Welt dann tatsächlich untergeht, hat man die Hoffnung, das Leben gepflanzt, statt dem Negativen Raum zu geben.

Schaue ich in die Bibel und darauf, wie Jesus gehandelt hat, sehe ich, dass er der Angst stets Vertrauen entgegen gestellt hat. Immer wieder sagt er: »Fürchtet euch nicht!« Und: »Habt Vertrauen!« Zum Beispiel, als die Jünger Jesu im Sturm Angst hatten, mit dem Boot zu kentern und zu ertrinken. Jesus war mit ihnen auf den See hinausgefahren, schief aber während des Sturms in aller Seelenruhe im Boot. Die Jünger wecken ihn und schreien ihm entgegen: »Herr, rette uns, wir gehen zugrunde!« Jesus fragt sie: »Warum habt ihr solche Angst, ihr Kleingläubigen?« Und er gebietet dem Sturm, dieser beruhigt sich und es tritt Stille ein (vgl. Mt 8,23–27). Aber auch, als er verhaftet wird und den Jüngern klar wurde, dass er sterben wird, bleibt er im Vertrauen. Selbst dann! Statt hier zu resignieren, kann Jesus in seiner Sterbestunde am Kreuz voller Vertrauen sagen: »Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist!« (Lk 23,46). Wie tief diese Sorglosigkeit, dieses Vertrauen bei Jesus ist, kommt in einem Abschnitt in der Bergpredigt sehr deutlich, fast schon radikal zum Ausdruck. Jesus verweist hier auf die Lilien des Feldes, die nicht spinnen und nicht arbeiten und doch sei selbst König Salomo nicht so prächtig gekleidet wie eine von ihnen! Eine Lilie ist prächtiger gekleidet als König Salomo – ohne dass sie dafür etwas tut. Es geschieht einfach, dass sie wächst und blüht. Diesen Gedanken muss man sich – glaube ich – auf der Zunge zergehen lassen. Und ebenso die Vögel des Him-

mels. Sie säen und ernten nicht, sammeln keine Vorräte und doch ernährt Gott sie. Jesus weiß, dass der Mensch – wir –, egal, was passiert, von Gott gehalten sind, dass wir weder Angst haben müssen noch mit all unserer Sorge unser Leben auch nur um eine kleine Spanne verlängern können. Wir dürfen Vertrauen in Gott und in das Leben haben. Sich anzuvertrauen, statt das Leben selbst sichern zu wollen, ist die Haltung, von der Jesus überzeugt ist und die ihn innerlich befreit. Man könnte diese Haltung Jesu zusammenfassen und ihm die Worte in den Mund legen: »Es gibt keinen Grund, Angst zu haben. Ihr seid gehalten, egal, was passiert« (vgl. Mt 6,25–29).

Für mich kann das bedeuten: Sicher habe ich mein Leben nicht in der Hand. Es wird vielleicht schwer werden, ich werde mit Ungeplantem konfrontiert werden, manchmal auch mit Ereignissen, die mir den Boden unter den Füßen wegreißen. Andere werden mich vielleicht kritisieren, mir Fehler benennen, aber ich muss deshalb das Vertrauen in das Leben, in mich und meine Fähigkeiten nicht verlieren. Denn vieles kann passieren, muss aber nicht passieren. Wenn ich mir schon vorher den Kopf darüber zerbreche, was alles passieren könnte, nehme ich mir die Freude an dem, was gerade geschieht. Ich kann nicht im Jetzt sein, wenn ich mir ständig Sorgen um das Morgen mache. So gesehen kann ich die Dinge auf mich zukommen lassen.

Wenn mich jemand zum Gespräch bittet, kann ich mir einfach sagen: »Mal sehen, was der oder die andere mir sagen möchte.« Sollte es Kritik geben, werde ich vielleicht antworten: »Ja, stimmt, da habe ich was falsch gemacht. Danke, dass du mich darauf hinweist, jetzt kann ich es ändern und mich bessern.« Oder ich distanziere mich klar von der Kritik und sage ruhig, dass ich das anders sehe und wahrnehme. Ich habe ein solches Gespräch sowieso nicht in der Hand. Ich kann mir alles Mögliche ausmalen, aber das kostet Energie. Statt mich zu sorgen, kann ich offenbleiben, die Dinge loslassen, aus der Hand geben und mich dem, was geschehen wird, anvertrauen.

In Vorbereitungsgesprächen zur Taufe sagen Eltern mir regelmäßig: »Wir möchten die Taufe für unser Kind, weil wir nicht ständig auf es aufpassen können. Wir möchten es sozusagen in Gottes Hand geben, unter seinen Segen stellen, weil wir es als Eltern eben nicht immer in der Hand haben, was mit unserem Kind geschieht.« Ich kenne Eltern, die sich ständig sorgen, ob sie alles richtig machen in der Erziehung ihrer Kinder, ob sie sie genug oder zu viel fordern und fördern, ob sie sich richtig verhalten, ihnen keinen »Schaden« zufügen mit ihrer Erziehungsmethode. Aber auch da gibt es keine Versicherung und keine Garantie. Niemand macht alles richtig, niemand ist perfekt, weder als Eltern noch als Kind. Stattdessen braucht es auch

hier das Vertrauen, dass man als Eltern sein Bestes gegeben und nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt hat. Es zählt die Absicht und die Haltung den Kindern gegenüber. Alles andere geschieht – ob man will oder nicht.

Ich denke jedoch in diesem Zusammenhang auch an Menschen am Ende ihres Lebens. Was kommt danach? Denkmodelle dazu gibt es viele. Bewiesen ist nichts davon. Und – wie man so schön sagt – zurückgekommen ist auch noch keiner. Früher hatten viele Menschen Angst vor einer Abrechnung nach dem Tod, vor einem strafenden Gott, der jede ihrer »Sünden« in seinem Buch verzeichnet und sie dementsprechend richten wird. Heute macht es dagegen vielen Angst, nicht zu wissen, wie es nach dem Tod weitergeht, ob etwas kommt und wenn ja, was. Wer glaubt, dass mit dem Tod alles aus ist, hat vielleicht mit der Angst zu kämpfen, etwas in seinem Leben verpasst zu haben, Chancen nicht genutzt und das Leben nicht ausgeschöpft zu haben. Gleichzeitig erlebe ich immer wieder Menschen, die in einem tiefen Frieden sterben und in dem Vertrauen, dass es schon gut werden wird – egal, was denn da kommt nach dem Tod. Sie haben ihr Bestes gegeben, viel erlebt, konnten Krisen bewältigen und hoffen, dass es wohl recht gewesen ist mit ihrem Leben.

Es geht im Tod sozusagen um den Ernstfall des Lebens – um maximalen Kontrollverlust. Ich kann dagegen wüten,

schimpfen, mich auflehnen, aber verhindern kann ich ihn nicht. Letztlich muss ich es geschehen lassen. Und mich damit anfreunden, dass ich nichts wissen, nichts planen kann jenseits dieser Grenze. Auch wenn das im Tod der absolute Fall ist, über den ich wirklich keinerlei Kontrolle habe, gilt das für viele andere Situationen in meinem Leben ebenso. Zum Beispiel auch für die Pandemie: Ich kann wüten, ich kann Schuldige suchen, ich kann mich auflehnen – ändern wird das nichts. Ich muss es geschehen lassen. Und einen Weg finden, damit umzugehen. Panik und Angst sind dabei schlechte Ratgeber.

»Gott sah, dass alles gut war«, heißt es am Beginn der Bibel im Schöpfungsbericht. Die ganze Bibel ist ein Zeugnis dafür, dass Gott es gut meint mit seiner Schöpfung, dass er möchte, dass es am Ende »gut wird«. Vielleicht lohnt es sich, daran zu denken, daran zu glauben, dass es auch gut werden könnte. Auch mit mir und meinem Leben.

